

Predigt im Rahmen der Reihe „Märchen im Spiegel der Bibel“
„Schneeweißchen und Rosenrot“ mit Genesis 8,20-22:
„Gegensätzlich, unzertrennbar und gemeinsam stark“

21. Juli 2013, Bartholomäuskirche Braunschweig, Pastorin Sabine Dreßler

„Noah aber baute dem Herrn einen Altar und nahm von allem reinen Vieh und von allen reinen Vögeln und opferte Brandopfer auf dem Altar. Und der Herr roch den lieblichen Geruch und sprach in seinem Herzen: Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Und ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebt, wie ich getan habe. Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“ (Gen 8,20-22)

So, liebe Gemeinde,

endet die Geschichte von der Sintflut – von der alles zerstörenden Naturkatastrophe, dem Gottesgericht, das auf die Bösartigkeiten und Gewalttaten, die Menschen einander antaten, folgte. Damals hatte Gott beschlossen, sie allesamt von der Erde hinwegzufegen. Nur in Noah und seiner Familie fand er gerechte Menschen und so überlebten sie, mitsamt den vielen Tieren in der Arche. Dann aber wird erzählt, wie Gottes Herz bewegt wird, und er einen neuen Bund mit der Menschheit schließt – auf immer, komme, was da wolle.

„Ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebt, wie ich getan habe. Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“

So endet die Geschichte – und weil es die Geschichte Gottes mit den Menschen ist, hört sie eben nicht auf, sondern sie nimmt einen neuen Anfang. Auch wenn Gott frustriert feststellen und mit ansehen muss, wozu seine Geschöpfe fähig sind, so will er doch nicht ohne sie sein.

Es könnte sich ja erweisen, dass es immer wieder auch Menschen gibt, die Güte und Gerechtigkeit und Freundlichkeit lieben. Gott, Vater und Mutter zugleich, wird nie aufhören, das Gute in den Kindern zu suchen und zu sehen. Und seien sie so gegensätzlich, so unterschiedlich wie Sommer und Winter, wie Frost und Hitze.

Und genau so, liebe Gemeinde, sind auch die beiden Schwestern, von denen unser heutiges Märchen erzählt: **Schneeweißchen und Rosenrot**. So verschieden und doch einander in der Verschiedenheit aushaltend; so gegensätzlich und doch in gerade diesem Gegensatz einander wertschätzend, sich ergänzend und aufeinander angewiesen.

„Eine arme Witwe, die lebte einsam in einem Hüttchen, und vor dem Hüttchen war ein Garten, darin standen zwei Rosenbäumchen, davon trug das eine weiße, das andere rote Rosen: und sie hatte zwei Kinder, die glichen den beiden Rosenbäumchen, und das

eine hieß Schneeweißchen, das andere Rosenrot. Sie waren aber so fromm und gut, so arbeitsam und unverdrossen, als je zwei Kinder auf der Welt gewesen sind: Schneeweißchen war nur stiller und sanfter als Rosenrot.“

Die pure Idylle wird uns hier vorgestellt – und das bleibt auch so, das ganze Märchen lang, jedenfalls, was die beiden Schwestern und ihr Verhältnis zueinander und zur Mutter angeht. *„Wir wollen uns nicht verlassen, solange wir leben nicht!“* – mit diesem Schwur kommen sie durch die Welt, als Kinder und als Heranwachsende.

„Und die Mutter setzte hinzu: was das eine hat, soll's mit dem andern teilen.“ Auch diese elterliche Maxime werden sie immer beherzigen und genau daraus leben.

Anders als die berühmten Geschwisterpaare der Bibel werden Schneeweißchen und Rosenrot einander nichts neiden, einander nichts wegnehmen, werden sich nicht betrügen, nicht aufeinander einschlagen. Da hatten die Eltern etwa mit Kain und Abel oder mit Jakob und Esau ganz andere, leidvolle Erfahrungen – und Gott mit ihnen.

Überhaupt sind die biblischen Familiengeschichten eher Konfliktgeschichten; sie nehmen menschliche Erfahrungen auf und erzählen davon, wie solche Konflikte aufgelöst werden können - oder eben auch nicht. Beides gehört zum Leben. Nur im Märchen geht meistens alles gut aus, und dabei doch nicht ohne Hindernisse, die es zu überwinden gilt, nicht ohne Kämpfe, oft auf Leben und Tod.

Diese beiden märchenhaften Schwestern jedenfalls lieben sich über alles in ihrer Gegensätzlichkeit.

Die eine ist still, scheu und zurückhaltend, sitzt am liebsten bei der Mutter und hilft ihr im Haus. Die andere ist dagegen ein Springinsfeld, am liebsten draußen in der Natur bei Blumen und Vögeln.

Die eine das Winterkind und dabei klar und weiß wie der Schnee, die andere dem Sommer zugetan und rot wie das Blut oder die Liebe. Wie Frost und Hitze, Sommer und Winter, die, im Wechselspiel miteinander, nach Gottes Plan nicht aufhören sollen, das Leben in all seinen Farben zum Leuchten zu bringen und die je zu ihrer Zeit ihr Recht haben und ihre besonderen Eigenschaften und Gaben besitzen.

Wann immer die Schwestern aber draußen sind, außerhalb der mütterlichen Obhut und des friedlichen, schützenden Zuhauses, sind sie vor allen möglichen Gefahren der Welt gefeit, weil sie zusammenhalten und sich aufeinander verlassen können.

„Kein Unfall traf sie: wenn sie sich im Walde verspätet hatten und die Nacht sie überfiel, so legten sie sich nebeneinander auf das Moos und schliefen, bis der Morgen kam, und die Mutter wusste das und hatte ihretwegen keine Sorge.“

So können sie sogar an einem Abgrund übernachten, und bleiben doch behütet – durch einen Engel, der gute Kinder bewache, wie die Mutter ihnen später erklärt.

Das Märchen wird immer wieder auch vom Lassenkönnen und Loslassen können erzählen: So, wie die Schwestern einander lassen können in ihrer Gegensätzlichkeit, sich gegenseitig in der jeweiligen Weise sein lassen können, und sich gerade deshalb so sehr lieben -

so kann die Mutter ihre Töchter aus ihrer Obhut loslassen ins Leben hinein, in einem riesengroßen Vertrauen auf den Schutz von Gottes Engeln.

Damit gehört zum Erwachsenwerden der Schwestern auch das Loslassen, das Ablassen bzw. Freisein von Angst:

Z.B. der Angst vor dem, was man nicht kennt, was einem nicht vertraut ist, der Angst vor dem gänzlich Anderen und Fremden:

Als es eines Abends, im Winter, an der Haustür klopft und statt des vermuteten Wanderers, der Obdach sucht, ein riesiger Bär Einlass begehrt, da wird auch dieser von der Mutter hereingelassen, damit er sich wärmen könne. Unglaublich, aber märchenwahr!

Den zunächst erschreckten Kindern nimmt sie die Angst mit den Worten: *„Der Bär tut euch nichts, er meint's ehrlich.“* Das kommt uns gänzlich naiv, ja verantwortungslos vor – und ist gerade in dieser Überzeichnung ein Bild für einen grundsätzlichen Glauben an das Gute, ist ein Bild von grundsätzlichem Vertrauen in das Leben, das die Mutter an ihre Kinder weitergibt. Es macht einen Unterschied, wie man der Welt entgegentritt: ob eher mit der Sorge, dass etwas Schlimmes passieren könnte oder mit dem Zutrauen zu sich selbst und zur Mitwelt, dass es schon gut ausgehen wird.

Der sprechende Bär aber hatte sich mit biblischen Worten vorgestellt: *„Fürchtet euch nicht!“* – und wir erinnern uns dieser Zusicherung aus dem Mund von Gottes Engel.

So entwickelt sich ein allabendliches Spiel für die Schwestern, die, einmal ihre Angst überwunden, den Bären foppen und zausen werden bis zum Frühjahr.

„Und sie waren so gewöhnt an ihn, dass die Türe nicht eher zugeriegelt ward, als bis der schwarze Gesell angelangt war.“

Bei seinem endgültigen Abschied wird Schneeweißchen bemerken, dass es unter seinem Fell wie Gold schimmert – nur ist sie sich nicht ganz gewiss. Aber wir merken schon, dass sich in der Bärenhaut noch jemand ganz anderes verbirgt.

Bis dahin ist nichts gefährlich oder böse in dem Märchen – aber es wäre kein richtiges Märchen, wenn eben der Widerpart fehlte.

In Gestalt eines Zwerges *„mit einem alten, verwelkten Gesicht und einem ellenlangen schneeweißen Bart“* betritt das Gemeine und Hässliche die Welt der Schwestern (was jedoch nicht den Schluss zulässt, dass Zwerge grundsätzlich so seien!):

sie jedenfalls treffen auf diesen Zwerg beim Reisigsammeln, als er, in eine Baumspalte eingeklemmt, sich nicht aus eigener Kraft befreien kann. Freundlich, wie sie sind, helfen sie ihm, indem sie ihm schließlich das Ende seines Bartes abschneiden, doch des Zwerges Dank sind nur Schelte und böse Worte, ja pure Gemeinheiten. Noch bevor sie ihn aus der misslichen Lage befreien können, zetert er und beleidigt sie – allein, sie lassen sich nicht beirren, lassen sich ihre Freundlichkeit nicht nehmen.

Auch davon weiß das Märchen viel zu sagen:

wie Menschen sich nicht beeindruckt lassen von der Bosheit anderer, dass sie sich von ihrem guten Willen nicht ablassen, und eben nicht mit gleicher Münze zurückzahlen, obwohl ihr Gegenüber so hässlich zu ihnen ist. Schneeweißchen und Rosenrot bleiben in der Begegnung mit dem fiesem Zwerg ganz bei sich und ganz beieinander und lassen sich die Gemeinheit von ihm nicht aufdrängen. Sie sind sich selbst und einander so sicher, dass sie vom Bösen nicht berührt werden oder gar ihr Verhalten davon bestimmen lassen.

Noch zweimal werden sie dem Zwerg aus der Falle helfen, und jedes Mal verschwindet er in der Unterwelt mit einem Sack voller Kostbarkeiten: Gold, Perlen und Edelsteine. Die hatte er einst einem Königssohn gestohlen und diesen dann in einen Bären verwandelt – in eben jenen Bären, der den beiden Schwestern, und besonders dem Schneeweißchen, weil er ja im Winter zu ihnen kam, ein guter Freund geworden ist.

Bei der dritten Begegnung der Schwestern mit dem Bösen kommt der Bär dazu und erschlägt den Zwerg und wird damit von seinem Fluch befreit: als ein schöner junger Mann, ganz in Gold gekleidet, steht er nun vor ihnen.

Am Ende wird er Schneeweißchen heiraten und Rosenrot seinen Bruder – den die Erzähler noch ganz schnell aus dem Hut zaubern – *„und sie teilten die großen Schätze miteinander“*, die der Zwerg zusammengeklaut hatte. Von nun an wird die Mutter bei ihren Kindern leben und auch die beiden Rosenbäumchen müssen mit umziehen in das neue Zuhause. Die Idylle vom Anfang wird auch die Zukunft bestimmen. Das kann und darf so sein, weil wir es mit einem Märchen zu tun haben.

Gäbe es nur Zwerge – böse und gemein – dann wäre das Märchen anders ausgegangen; vielmehr wäre es gar nicht erst erzählt worden.

Gäbe es nur Menschen, deren Dichten und Trachten von Jugend auf böse ist, hätte Gott nach der Sintflut keinen neuen Bund mit den Menschen geschlossen.

Hier treffen sich biblische Erzählung und Märchenerzählung in ihrer Absicht, die Welt, und sei sie auch noch so verkehrt und scheinbar unveränderlich, sich nicht selbst zu überlassen.

„Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“

Genau diese Gegensätzlichkeiten, die einander abwechseln und auf deren immer wieder kehrenden Rhythmus man sich verlassen kann, stellt das Märchen in den Figuren von Schneeweißchen und Rosenrot vor. So wird das Märchen zu einem Lob der Vielfalt und Vielgestaltigkeit, die von gegenseitiger Wertschätzung und Liebe bestimmt ist. Weil das Leben und die gemeinsame Zukunft nur in solchem Miteinander gelingt.

Und so hat Gott die Welt geschaffen: lebendig und kostbar, bunt und einzigartig in ihren unzähligen Gestalten und Geschöpfen.

Die Bedrohung tritt ein, wenn das eine auf Kosten des anderen lebt; wo das eine sich über das andere erhebt, wo das eine dem anderen dessen Recht nicht zugesteht.

Wo aber in Achtsamkeit des jeweils anderen gelebt wird, da wird, mindestens im Märchen, auch die Zukunft voller Rosen sein –

wie diese Schwestern in weiß und rot, so gegensätzlich, so unzertrennbar und eben darum gemeinsam stark.

Amen